Stadt und Land im Klimawandel

Trotz endlichen Ressourcen kennt die Urbanisierung keine Grenzen – eine Schau an der EPFL in Lausanne regt zum Widerspruch an

THOMAS STADELMANN

Sébastien Marots Diagnose zur gegenwärtigen Verstädterung spaltet die Gemüter: Die fortschreitende Urbanisierung unseres Planeten ist zwar unausweichlich, doch gleichzeitig ist sie unmöglich – weil die Ressourcen gar nicht vorhanden sind. Dieser Schizophrenie begegnet der Philosoph, Kritiker und Professor aus Paris mit der These, dass im Zeitalter des Klimawandels die Umwelt- und Architekturdisziplinen unbedingt Hand in Hand gehen müssten. Schliesslich, so Marot, seien der Land- und der Hausbau bereits in der Jungsteinzeit vom Homo domesticus als Zwillinge geboren worden.

Auf die vielen Fragen um einen nachhaltigen Austausch zwischen Stadt und Land gibt Marot keine gültigen Antworten, sondern stellt seine These unter Beweis: Zusammenarbeit ist nun dringend notwendig, und sie muss kreativ sein. Mit Bezug auf die Geschichte verschiedenster Disziplinen eröffnete er mit der Ausstellung «Agriculture and Architecture» in Lausanne eine wahre Fundgrube. Sie inspiriert zur Kehrtwende, macht Lust auf fachübergreifende Ansätze und die Suche nach neuen Lösungen. Allerdings wirkt seine Beweisführung ideologisch verklärt. Eine comicartige Timeline endet mit einer vermeintlichen Lösung: Dank der dezentralisierten «low-impact human ecology» aus kleinmassstäblichen Gemeinschaften, geschlossenen Kreisläufen und starkem Kulturwesen entwickelt sich die Menschheit genügend Widerstände, um auch in einer schwierigen Zukunft zu überleben.

Die Industrialisierung veränderte Stadt und Land, wie diese Montage aus dem Jahr 1931 thematisiert. FRANÇOIS KOLLAR

Tomaten für die Augen

Bemerkenswert ist, dass Marots (vorläufig geschlossene) Ausstellung im Februar fast gleichzeitig mit der weitaus prominenter wahrgenommenen Riesenschau «Countryside, The Future» im Guggenheim-Museum in New York eröffnet wurde. Dort lassen Rem Koolhaas und sein Think-Tank AMO neben den vielen Exponaten im Innern am Strassenrand in einer kleinen Indoor-Plantage während der Dauer der Ausstellung 50 000 Cherrytomaten produzieren. Der Zukunftsoptimismus der New Yorker Schau ist ein anderer, doch die Ursprünge liegen nahe beieinander. Sébastien Marot hat nämlich mit Seminaren an der Harvard School of Design zur New Yorker Ausstellung beigetragen, wie es im Report zur Guggenheim-Ausstellung vermerkt ist. Anderweitig aber kommt Marots historische Perspektive auf die Industrialisierung, die nicht nur die Städte, sondern auch die anderen 98 Prozent der Erdoberfläche geprägt hat, in der New Yorker Schau nicht vor.

Das Komma im Ausstellungstitel von «Countryside, The Future» ist haargenau gesetzt: Mit dem Rücken zur Stadt führen der Zauberer Koolhaas und sein Think-Tank AMO ohne Mahnfinger, aber mit viel Aufmerksamkeit und Mut zum Risiko durch ihre Feldforschungen. Das Resultat ist eine Ansammlung von spannend erzählten Episoden. Die Tomaten sind nur eine davon. Auf der Museumsbühne bleibt sich Koolhaas, der Visionär, treu: «Es gibt keinen Kontext. Es gibt keine Erwartung.»

Eine Geschichtslektion

Marot dagegen sieht die Gegenwart immer im Kontext der Geschichte. Er spekuliert nicht, ganz im Gegenteil: Er präsentiert die Geschichte der Industrialisierung und Urbanisierung aus einer teleologischen Perspektive. Es ist deshalb kein Zufall, dass die Lausanner Ausstellung ihre Sicht auf die Dinge mit einem Doppelpunkt im Titel präsentiert: «Agriculture and Architecture: Taking the Country's Side». Aus den Vorbereitungen von Koolhaas' Riesenschau ist so ein kleines Kontrastprogramm entstanden: eine Lektion zum Ergebnis von 10 000 Jahren Umwelt- und Architekturgeschichte. Marot setzt dazu eine 30 Meter lange Timeline, Filme sowie Szenarien für künftige Planungen ein.

Die Ausstellung wurde bereits an der Architektur-Triennale in Lissabon 2019 unter dem Titel «The Poetics of Reason» gezeigt. Anders als der Zauberer Koolhaas setzt der Prophet Marot auf das kritische Argument der begrenzten Ressourcen und Möglichkeiten. Indirekt stärkt er somit auch die Stellung der Landschaft gegenüber der Stadt. Hätte er eine eigene Zeitmaschine, er würde sie auf ein Datum zu Beginn des industriellen Zeitalters einstellen. Die neue Marktökonomie und technische Erfindungen schufen damals die wichtige Voraussetzung dafür, dass sich die Umwelt- und Architekturdisziplinen weiterentwickelt haben.

Position beziehen

Der Detektivarbeit von Sébastien Marot ist es zu verdanken, dass die dauernde theoretische und praktische Überschreibung der Beziehung zwischen der Agrikultur und der Architektur nun so präsentiert wird, dass auch bisher unbekannte Schichten, Positionen, Ideen und Bilder zum Vorschein kommen.

Gar brüchig wird das Eis aber für den Philosophen und Kritiker Marot, wenn er zum Entwerfer und Zukunftsforscher wird. So lädt er die Besucher vor grossformatig aufgezeichneten Szenarien für künftige Planungen dazu ein, selbst Position zu beziehen. Wie und wo immer dieses Spiel endet: Marot prophezeit, dass die Verstädterung im Zeitalter des Klimawandels weiter anhalten wird. Für eine nachhaltige Zukunft von Stadt und Land aber werden sich Zauberer genauso wie Propheten, und auch viele andere, in die Diskussion einmischen müssen.

Die internationale Aufmerksamkeit richtet sich, nachdem die Städte lange im Fokus gestanden haben, derzeit vermehrt auf die Landschaft. In der Schweiz trifft dies auf die brisante Aufgabe, ausserhalb der Bauzonen zu planen, zu bauen und zu gestalten. Das Nebeneinander von Häusern, Fabriken, Wiesen, Tomaten, Schweinen und Kühen muss auf seine Nachhaltigkeit überdacht werden. So wird es Zeit, den unsichtbaren Elefanten im städtischen und ländlichen Raum auch ins Licht zu rücken: die angesichts der schrumpfenden Ressourcen unmöglich gewordene Urbanisierung. Für solche Fragen braucht es alle Disziplinen.

Wir müssen uns neu erfinden

Es gibt ein Kulturleben nach Corona. Und vielleicht ist die Pandemie eine Chance, aus dem alten Trott auszubrechen

TOBIAS SEDLMAIER

Der Hamster ist in den Tagen von Corona das Tier, das den meisten Spott über sich ergehen lassen muss. «Heute wurden wieder Hamster gekauft, haha», wird flachgewitzelt, wenn das Regal mit dem WC-Papier leer geräumt ist. Dabei ist es das häusliche Habitat des Nagers, auf das wir unseren symbolischen Blick werfen sollten: das Hamsterrad.

Sosehr wir uns vom Tier unterscheiden, sein Gefängnis haben wir für uns selbst gleich mit konstruiert. Den Gleichlauf der Natur haben wir bequem zum Anlass, zur Ausrede genommen für unsere tägliche, wöchentliche, monatliche Routine, Jahr um Jahr. Schon Kierkegaard spottete über die blinde Geschäftigkeit des Menschen, die den Sinn seiner Existenz ins Dunkle hülle und ihn vergessen lasse, zu leben.

Nun setzt ausgerechnet eine menschenfeindliche Lebensform, ein Krankheitserreger, einen so fundamentalen Schnitt in unsere immergleichen Abläufe, wie man ihn global seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr erlebt hat. Nun ruht die Maschine erst einmal. Wir hocken in unseren Häusern, und die Welt dreht sich weiter.

Natürlich leiden zunächst einmal Hunderttausende Menschen unter dem Chaos, nicht nur diejenigen, die direkt von Krankheit oder Tod betroffen sind. Corona stellt die Systemfrage, die zu beantworten wir in der Lage sein müssen. Eine Wirtschaft, die innert weniger Wochen dermassen zum Pflegefall wird, dass sie nur noch nach Väterchen Staat rufen kann, ist kaum kraftstrotzend zu nennen. Unser Wirtschaftssystem muss sich flexibel genug zeigen, nicht nur die Krise zu stemmen, sondern auch vergangene Fehleinschätzungen zu korrigieren.

Es fehlt nicht nur an Geld

Selbst knallharte Anhänger des Neoliberalismus wie Emmanuel Macron bekennen inzwischen öffentlich, dass Privatisierung nicht in jedem Sektor sinnvoll ist. Symptomatisch für die Kurzsichtigkeit unserer rein auf Akkumulation und Austausch bedachten Warenstromwelt sind denn auch die ersten Reaktionen aus Wirtschaft und Kultur. «Rettet uns, es fehlt Geld!», schallte es dann allerorten, vom ohnehin staatlich alimentierten Kulturbetrieb bis hin zu den Millionentankern der grossen Sportligen. Als wäre nur das Geld eine langfristige Implikation durch das Virus. Der massenweise, Monate anhaltende Ausfall von Veranstaltungen ist schwerwiegend. Besonders für die einzelnen Organisatoren, die viel Herzblut, Schweiss, Kraft und Kapital investiert haben, teilweise in ihrer Freizeit.

So manche Existenz hängt jetzt an einem seidenen Faden, das ist keine Kleinigkeit. Aber wo Banken trotz hausgemachten Schwierigkeiten oder Staaten trotz jahrelanger Misswirtschaft gerettet wurden, da wird auch noch etwas für kleine und mittelständische Unternehmen übrig sein. Letztlich ist es doch der Staat, der die Kastanien aus dem Feuer holt, um die Privatwirtschaft am Laufen zu halten.

Die tiefgreifendere Frage als die nach dem schnöden Mammon ist jedoch: Wollen wir, als Gesellschaft, als Kulturlandschaft, im gleichen Hamsterrad weiterlaufen wie bisher? Die Bewältigung von Corona sollte nicht allein die Frage nach der Finanzierung aufwerfen, sondern auch die einer Neuerfindung von Organisationsformen. Wir könnten die Zwangspause nutzen, um mehr über unsere eigene Zwanghaftigkeit nachzudenken. Wir sollten wieder ein Auge für das entwickeln, was man einst Visionen nannte, was aber über der alltäglichen Geschäftigkeit verloren gegangen ist.

Nehmen wir exemplarisch den Bereich der Kultur, die irgendwann zum reinen Selbsterhaltungsapparat mutiert ist. Während ein Event noch läuft, wird bereits der nächste erdacht, indes im Kopf die Jubiläumsausgabe umherschwirrt, die für in drei Jahren geplant ist. Es geht zu viel um Rituale, um starre Formen, die erfüllt und ausgesessen werden. Hier ein Filmfestival, dort das Theatertreffen, später die Buchmesse. Und dann wieder von vorne. In den Ankündigungstexten prangt gross das Wort Kultur, diese ist aber bereits unter der Last der Erfüllungsroutine erdrückt.

Die Pause nutzen

Lesungen, Messen und Festivals sind Konzepte aus einer Vergangenheit, in der sich die Menschen noch persönlich begegnen mussten, um sich und ihre Waren auszutauschen. Der Kulturbetrieb hat die Digitalisierung nicht ganz verschlafen, aber stiefmütterlich behandelt. Die Krise wäre die Gelegenheit, Dinge von den Füssen auf den Kopf zu stellen, ohne die menschliche Begegnung völlig ausser acht zu lassen.

Warum nicht mehr Autoren auf Youtube vorlesen lassen? Das wäre preiswerter und könnte den elitären Kreis der immergleichen Besucher aufsprengen – und dadurch auch wieder neue Einnahmen generieren. Warum nicht mehr Filme von Filmfesten streamen und anschliessend via Skype-Call gemeinsam diskutieren lassen? Dann müsste man nicht tausend schlechtgelaunte Journalisten einfliegen lassen, die Umwelt freute sich ebenso. Überhaupt muss man nicht an jeder noch so kleinen Universitätskonferenz persönlich vorstellig werden.

Mit etwas Nachdenken – Musse ist nun ja vorhanden – käme man sicherlich noch auf andere, ausgereiftere Ideen. Sie hätten alle eines gemeinsam: aus der dumpfen Betriebsamkeit, die sich vor allem um die eigene Erfüllung und Finanzierbarkeit kümmert, wieder einen echten Betrieb zu machen. Wir sollten die Pause der nächsten Monate nutzen, um im stillen Kämmerchen über künftige Aufregungen zu sinnieren. Souverän ist nicht nur, mit Carl Schmitt gesprochen, wer den Ausnahmezustand beherrscht. Noch souveräner ist, wer die Zeit nach der Krise zu definieren versteht.